

Nina Blazon · DER KUSS DER RUSSALKA

cbt



DIE AUTORIN

Nina Blazon, geboren 1969 in Koper, studierte in Würzburg Slavistik und Germanistik. Schon als Jugendliche las sie mit Begeisterung, vor allem Fantasy-Literatur. Selbst zu schreiben begann sie während des Studiums – Theaterstücke und Kurzgeschichten, bevor sie den Fantasy-Jugendroman »Im Bann des Fluchträgers« schrieb, der 2003 mit dem »Wolfgang-Hohlbein-Preis« ausgezeichnet wurde. Sie lebt in Stuttgart, wo sie als Journalistin und Werbetexterin arbeitet.

Weitere lieferbare Titel von
Nina Blazon:

cbt:
Die Rückkehr der Zehnten
(30319)

Nina Blazon
DER KUSS DER RUSSALKA

Ein historischer
Sankt-Petersburg-Roman



cbt

cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche
Verlagsgruppe Random House



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Munken Print* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch April 2008
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2005 by Verlag Carl Ueberreuter, Wien

Alle Rechte dieser Ausgabe bei cbt/cbj Verlag,
München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagbild: Joachim Knappe

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,
Bielefeld

MI · Herstellung: CZ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH,

Pößneck

ISBN: 978-3-570-30344-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

INHALT

Die Tote aus der Newa	7
Dr. Rosentrots Monster	51
Mitja	88
Der Brief	115
Baba Jaga Knochenbein	150
Weißer Wölfe	183
Karpakows Kammer	195
Iwan	235
Leben für Leben	251
Die dritte Prüfung	267
Geschichten, Geister und Gerüchte – ein Nachwort ..	278

DIE TOTE AUS DER NEWA

Johannes hatte sich an die Wölfe und Winterstürme gewöhnt, an die Kühle der Sommernächte, an den Sumpf und an die Rohheit, mit der die Leibeigenen und die schwedischen Kriegsgefangenen zur Arbeit angetrieben wurden. Aber an die Toten würde er sich nie gewöhnen. Sie starben am Fieber, an Auszehrung oder, wie dieses Mädchen hier, im Wasser. Es war nichts Ungewöhnliches. Wenn man dem sumpfigen Flussland eine Stadt abtrotzte, verschlangen die Wellen den einen oder anderen und spuckten ihn bleich und aufgedunsen wieder aus. »Dieses Piterburch ist die Hölle«, hatte gestern erst der alte Gehilfe gemurmelt, der in der Tischlerwerkstatt von Johannes' Onkel arbeitete. Nun, wenn man an einem trüben Tag wie diesem am Ufer der Newa stand, musste man ihm recht geben.

Die Menschenmenge, die sich um das tote Mädchen geschart hatte, wogte um Johannes. Ellbogen trafen seine Seite, sein Brustbein und drängten ihn zurück. Viel konnte er nicht erkennen, nur durch die zuweilen aufblitzenden Lücken zwischen den Köpfen bot sich das Bild eines nackten Arms, der von einem Brett baumelte. Bei diesem flüchtigen Blick staunte Johannes darüber, wie weiß Haut sein konnte. Vergeblich versuchte er, sich aus der Menge zu schieben, stattdessen drückten ihn einige Neugierige noch näher heran. Gemurmel umbrandete ihn und verstärkte die

Ahnung von Gefahr, die ihn mahnte, sich sehr schnell einen Fluchtweg zu suchen.

»Aufgespießt!«, flüsterte ein Bauer ohne einen Zahn im Mund und bekreuzigte sich. »Mord!«

Das Getuschel wurde immer lauter, sprang von Mund zu Mund. Johannes stemmte sich gegen einen untersetzten Aufseher und schaffte es, sich ein Stück nach außen zu kämpfen. Es war höchste Zeit zu verschwinden. Wenn die russischen Fronarbeiter von Mord sprachen, war er als »Ausländer« nicht gerade sicher. Zar Peter liebte seine deutschen und holländischen Zimmerleute, die er für die Errichtung seiner Stadt aus Moskau und fremden Ländern geholt hatte, aber das einfache Volk, das aus allen Teilen des Zarenreichs zur Hilfsarbeit rekrutiert worden war, sah die Sache anders.

»Jetzt ermorden die Ketzer schon unsere Mädchen!«, knurrte nun eine Bauersfrau.

»Wo willst du denn hin?«, sagte eine heisere Stimme hinter Johannes. Schon packten ihn mehrere Hände grob an Hemd und Haaren. Johannes ließ ihnen keine Zeit, weitere Vermutungen anzustellen, er wand sich geschickt aus dem Griff und schlug eine der schmutzigen, schlammverschmierten Hände weg. Er hatte Glück, dass er hoch gewachsen war und von seinen vier Brüdern früh gelernt hatte, wie man sich prügelt. Stoff riss, ein Hieb traf ihn in die Seite, aber er ließ sich nichts gefallen. Oft genug hatte er solche Pöbeleien gemeistert, als er noch in der Deutschen Vorstadt in Moskau gelebt hatte.

Beinahe war es ihm gelungen, sich freizuboxen, als ein Lederriemen über seinen Kopf hinwegzischte und mit einem hässlichen Klatschen auf Fleisch landete. Der Kerl,

der sich eben wieder auf Johannes stürzen wollte, brüllte auf und hielt sich die Wange. Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor, an denen ein helles Büschel von Johannes' schulterlangem Haar klebte. Die Menschenmenge verstummte. Dutzende von entsetzten Augen starrten einen Reiter an. Blinzeln sah sich Johannes um und erkannte erleichtert Oberst Derejew, der in aller Ruhe seine Peitsche wieder einrollte. Derejew unterstand direkt Zar Peter. Und was in diesem Moment noch wichtiger war: Er kannte Johannes und seinen Onkel. Nicht dass er den alten Zimmermann und Tischler und seinen Lehrlingen besonders mochte, aber er würde nie zulassen, dass ein Ausländer von einer aufgebrachten Meute verprügelt oder womöglich gar gelyncht wurde. Derejew würdigte Johannes keines Blickes, sondern sprang vom Pferd und ging geradewegs auf das Mädchen zu. Die Menge teilte sich und floss hinter ihm nur zögernd wieder zusammen. Langsam schwoll das Gemurmel wieder an, dann hörte Johannes ersticktes Schluchzen und Gebete. Die Stimme der Vernunft ermahnte ihn, endlich zu gehen, doch er blieb stehen und spähte zwischen den Leuten hindurch. Derejew beugte sich am Kopfende der Bahre zu dem Mädchen hinunter und hob das schmutzige Tuch, das die Leiche bedeckte, ein wenig an. Eine zerfetzte und überraschenderweise blutleere Schulter wurde sichtbar. Leblos ruhte die linke Hand des Mädchens neben der Wunde. Langes Haar, schwarz und voller Newaschlamm, war über das Gesicht gebreitet. Johannes blieb der Mund offen stehen, als er sah, was alle sahen: Die Strähnen, an denen kein Schlamm klebte, schimmerten grünschwarz wie das Wasser eines tiefen Sees unter einem Gewitterhimmel.

Ein hoher Schrei ließ die Gebete verstummen. Derejew ließ das Tuch los und fuhr herum. Ein großer junger Mann torkelte in die Mitte des Kreises und warf sich neben der Bahre auf die Knie. Sein kantiges Gesicht wäre hübsch gewesen, wenn der lodernde Blick und die Grimasse des Wahnsinns es nicht entstellt hätten. Der zerschlissene tau-benblaue Soldatenrock, der früher einem Feldgrenadier gehört haben musste, schlotterte um seinen Körper und bot in Verbindung mit den groben, sackartigen Hosen ein groteskes Bild. Jeden anderen hätte Derejew von seinen Soldaten verjagen oder sogar zusammenschlagen lassen, aber das hier war Mitja, der Gottesnarr. So schwieg Derejew nur und ließ den heulenden Wahnsinnigen gewähren. Unter allen Bräuchen und Verhaltensweisen, die Johannes in diesem seltsamen Land bisher kennengelernt hatte, war dies eine der befremdlichsten: Selbst der jähzornigste Russe wurde freundlich und nachsichtig, wenn er sich einem Schwachsinnigen gegenüber sah. Sie wurden nicht verspottet oder versteckt wie in Johannes' Heimatdorf in der Nähe von Magdeburg. Hier galten sie als von Gott ausgewählte Narren.

»Der Himmel blutet«, stammelte Mitja. »Erde im Flussbett, Heuschrecken ertrinken in der steinernen Flut.« Speichel lief ihm aus dem Mund und tropfte auf die zerlumpten Ärmelaufschläge seines Uniformrocks. »Feuer fällt, wenn Fische fliegen!« Seine Stimme schraubte sich in die Höhe, bis er keine Luft mehr bekam. Die Menge flüsterte. Er sprang auf und deutete auf die bedeckte Tote. Röchelnd holte er Luft und schrie: »Russalka!« Der Arbeiter, der vor Johannes stand, wich vor Schreck so schnell zurück, dass er gegen Johannes prallte. Mit einem Fluch stieß der Mann ihn

grob zu Seite und floh. »Russalka«, murmelte eine Bauersfrau und bekreuzigte sich. Dann drängte sie sich ebenfalls an Johannes vorbei und lief weg.

»Du! Zimmermann! Komm her!«, erscholl Derejews donnernde Stimme. Johannes begriff, dass er gemeint war, und ging zögernd durch die Menge, die ihm nun so schnell Platz machte, als hätte er die Pest. Viele unfreundliche Blicke trafen ihn, aber die Leute schwiegen. Am Rand des freien Platzes, der sich um die provisorische Bahre gebildet hatte, blieb Johannes stehen. Der Gottesnarr war auf den Knien zusammengesackt und betete flüsternd eine unverständliche Litanei. In Derejews Stirn hatte sich eine tiefe Zornesfalte eingegraben. Mit argwöhnischem Blick betrachtete er die Menge. »Das Mädchen ist ertrunken!«, sagte er laut. Johannes wunderte sich darüber, dass Derejew eine Erklärung abgab. Verstohlen warf er einen Blick auf den Arm, der immer noch unter dem schmutzigen Tuch hervorragte. Die Haut war so weiß – es konnte kein Mädchen aus dem Volk sein. Derejews Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. »Lauf zu deinem Onkel und sage ihm, er soll die Werkstatt frei räumen. Los! «

Johannes nickte und rannte los, froh den Platz verlassen zu können. Über die verschlammten Pfade führte sein Weg am Südufer der Newa entlang. An manchen Stellen waren die Wege mit Eichenbrettern ausgelegt. Wie jeden Tag waren auch heute die Lastenschlepper unterwegs, die Schauerleute verluden Holz, Ziegel und Stein auf Schiffe und Fuhrwerke, je nachdem wohin das Baumaterial gebracht werden sollte. Die Arbeiter, die an den ersten Fundamenten für die Steinhäuser bauten, sahen kaum auf, als Johannes vorbei-

rannte. Die Werkstatt seines Onkels befand sich etwa eine Meile vom Ufer entfernt in nordöstlicher Richtung, ganz in der Nähe der Sumpfgebiete, die noch trockengelegt werden mussten. Eines Tages sollte sich am Newadelta eine gewaltige Stadt erheben. Aus Stein sollte sie bestehen, nicht wie Moskau zum größten Teil aus Holz. Aber im Augenblick war von der zukünftigen Pracht noch nicht viel zu erahnen. So gut wie alle Gebäude bestanden hier noch aus Holz; Erdwälle waren dort aufgeschichtet, wo eines Tages gewaltige Steinmauern jedem Angriff trotzen würden. Je weiter sich Johannes vom Fluss entfernte, desto schlammiger wurde der Boden, der wegen des Regens aufgeweicht war. Er keuchte bereits, als er an der kleinen Gruppe von Häusern ankam, in denen sich die Drechsler und Zimmerleute aus der Deutschen Vorstadt in Moskau angesiedelt hatten. Das Wohnhaus, in dem Johannes mit seinem Onkel, seiner Tante und den Gehilfen lebte, erhob sich auf einem Fundament ein gutes Stück über dem Boden. Eine überdachte Treppe führte hinauf zur Tür. Durch die erhöhte Lage hatten die Bewohner die häufigen Überschwemmungen im Frühjahr, als das Eis auf dem Fluss schmolz, trockenem Fußes überstanden. Anders sah es mit der Werkstatt aus, die ebenerdig stand und wie ein grimmiger, länglicher Holzkoloss den Stürmen trotzte.

»Marfa!«, schrie Johannes schon von Weitem. Seine Schritte schlugen schwer auf die Treppenstufen. Im Inneren des Hauses war es dämmrig, nur das Feuer brannte im Ofen. Dort stand Johannes' Tante, die Hände um einen Krug gekrampft. Ihr Gesicht war reglos wie immer, aber Johannes wusste, dass Marfa stets mit der schlimmsten aller mögli-

chen Nachrichten rechnete. Keuchend holte er Luft. »Derejew bringt eine Tote«, brachte er heraus. »Wir sollen sie in der Werkstatt aufbahren.«

Marfa zog die Augenbrauen zusammen, stellte den Krug ab und strich sich das widerspenstige braune Haar aus dem Gesicht. Ihre Augen blitzten wie graues Eis. »So, sagt Derejew das«, meinte sie trocken. »Dann gib Michael Bescheid!«

In der Wohnkammer war es an diesem Abend gedrängt voll. Die vier Gehilfen, die für gewöhnlich auf Holzpritschen in der Werkstatt schliefen, lagerten heute in der Stube. Außerdem schliefen hier Johannes und der alte Diener Iwan, nur durch einen dickeren Vorhang getrennt von der winzigen Kammer, die sich Johannes' Onkel Michael und Marfa teilten. Das Haus war klein und in großer Eile gebaut worden, damit es noch vor den ersten Schneestürmen fertig wurde. Im nächsten Sommer, wenn alles gut ging, würden sie ein neues bauen. Nicht weit von hier, näher an der Newa. Schmuck würde es werden, steinern und geräumig.

Sobald die Gehilfen die verhüllte Tote auf eine der Werkbänke gebettet hatten, war die Werkstatt verschlossen worden. Gegen Abend schlichen immer noch Bauern und auch einige Aufseher an der Werkstatt vorbei, tuschelten miteinander, hielten sich jedoch in sicherer Entfernung. Nun war es spät am Abend, trotzdem schimmerte eine milchige Helligkeit durch die Türritze und die Fensterläden. Die seltsamen nordischen Nächte, in denen die Sonne nie ganz unterging, machten es schwer, zu schlafen und morgens ausgeruht an die Arbeit zu gehen. Obgleich es Sommer war, fro-

Johannes, als er nun mit nacktem Oberkörper auf dem Schemel saß und seiner wortkargen Tante zusah, wie sie den Riss in seinem Hemd nähte. Wie viele russische Stadtbewohnerinnen trug sie ein Kleid mit langen, weiten Ärmeln, das nicht eng geschnürt war und beinahe orientalisches wirkte. Dort, wo früher eine Borte aus Goldstickerei den Ausschnitt geziert hatte, prangte nun ein einfaches Band aus blauem Stoff, das die einstige Zierde nur notdürftig ersetzte. Marfa und Michael hatten erst vor zwei Jahren geheiratet – in Moskau, im selben Monat, als Johannes in Russland angekommen war. Damals war ihm Marfa hochmütig erschienen und so ernst wie eine Heiligenfigur. Sie war zwanzig Jahre jünger als Onkel Michael und stammte aus verarmtem Adel. Von ihrem einstigen Reichtum war ihr nur der alte Iwan geblieben. Er mochte bestimmt schon sechzig Jahre alt sein, sein Bart reichte ihm bis auf die Brust. Wie die Eichenkommode, die bestickte Bettdecke, der Spiegel und die drei Trinkschalen aus Bergkristall, die Marfa mit in die Ehe gebracht hatte, war Iwan sozusagen Teil des Hausrats. Leib-eigenen wie ihm gehörte nicht einmal ihr Leben. Ihre Herren konnten sie jederzeit verschenken, verkaufen oder misshandeln. Iwan allerdings hatte Glück, denn Marfa behandelte ihn wie einen Bediensteten und steckte ihm hin und wieder sogar eine Kopeke zu. Alleine schon für diese Gutherzigkeit mochte Johannes seine Tante, auch wenn sie ihm sonst immer noch streng und unnahbar erschien.

»Das ist jetzt das dritte Hemd in zwei Sommern«, sagte sie und schnalzte missbilligend mit der Zunge.

»Ich habe mit der Prügelei nicht angefangen«, verteidigte er sich. Sie kniff die Lippen zusammen und schob einen

neuen Faden durch das Nadelöhr. Iwan betrachtete düster den Bluterguss auf Johannes' Jochbein und schwieg. Einer der Gehilfen hustete rasselnd. Das feuchte Klima machte allen zu schaffen, und die unzähligen Stechmücken, die eine Plage waren und Fieber brachten, verschlimmerten die Situation noch. Johannes betrachtete seine geschwollenen Fingerknöchel und seufzte. Die Arbeit morgen würde schwer werden, aber er wusste, dass sein strenger Onkel geprellte Knöchel nicht als Entschuldigung gelten lassen würde. In vielen Belangen des Lebens war Michael, der schon vor fast dreißig Jahren nach Russland gezogen war, selbst ein Russe geworden. Nur seine in vielen Lehr- und Arbeitsjahren erworbenen Handwerkertugenden, auf die er so stolz war – absolute Disziplin, Fleiß und Pflichterfüllung –, hatte er beibehalten und war dabei noch verbissener, als es Johannes' Vater und seine Brüder je gewesen waren. Johannes hatte sich das Leben im Zarenreich anders vorgestellt. Es hatte nach Abenteuer und neuen Möglichkeiten geklungen, nach einer Freiheit, die er in der Enge seines Heimatdorfes nie gekannt hatte. Und da war noch etwas – das Meer! Unendliche Ozeane, die sich vor ihm auftaten. Ginge es nach Johannes, wäre er auf dem Schiff geblieben, das ihn von Hamburg aus um das Nordkap und über das Eismeer bis zum Hafen von Archangelsk gebracht hatte. Im Licht dieser Erinnerung vergaß er sogar die Kälte und die schwere Arbeit an Deck und sehnte sich so sehr, dass er sich einbildete, den schlingernden Tanz des Meeres unter seinen Füßen zu spüren. Stattdessen saß er hier, Land und Leute waren ihm immer noch fremd, auch wenn er inzwischen zumindest die Sprache recht gut beherrschte. Wehmütig dachte er auch an

die Zeit in der Deutschen Vorstadt in Moskau zurück. Einzig und allein dort hatte er sich ein wenig zu Hause gefühlt. Apotheker und Handwerker aus den verschiedensten Ländern lebten dort, Kaufleute mit ihren Familien, aber auch Abenteurer, Söldner und nicht zuletzt viele schottische Royalisten, die vor dem Bürgerkrieg in ihrer Heimat geflohen waren und in der Ausländervorstadt eine Zuflucht gefunden hatten. Hier dagegen sah Johannes sich plötzlich mit Leibeigenen und Arbeitern, Bauern und Soldaten aus allen Teilen des Zarenreiches zusammengepfercht. Obwohl es auch hier von Architekten, Arbeitern und Fachleuten aus Frankreich, Holland und England wimmelte, bekam er es als Lehrling nur zu oft zu spüren, dass die meisten der einfachen Leute die Ausländer verachteten.

Der hustende Gehilfe war eingeschlafen und zitterte selbst jetzt noch. Johannes ließ seinen Blick zu dem Modellschiff aus Holz schweifen, das er noch in Moskau gebaut hatte. Die Sankt Paul stellte es dar, eine der großen Fregatten, die Zar Peter gehörten. Eines Tages, dachte er. Eines Tages habe ich so ein Schiff und dann werde ich mich an Piterburch erinnern und lachen. Nervös zupfte er an seinen Fingern. Dann würde er keine Ertrunkenen mehr sehen müssen. Nicht dass das Mädchen die erste Tote war, die er zu Gesicht bekommen hatte. In Moskau hatte er sogar einmal einem Arzt geholfen, das Opfer eines Raubmords in einer Seitengasse aufzusammeln und auf einen Karren zu legen. Aber das blasse Mädchen, das nebenan in der Werkstatt lag, beunruhigte ihn. Das Gesicht des Gottesnarren kam ihm wieder in den Sinn. »Marfa?«, fragte er leise. »Was ist eine Russalka?«

Seine Tante sah von ihrer Näharbeit hoch. »Aberglaube«, antwortete sie trocken. »Man sagt, Russalkas kommen aus dem Reich der Toten und gehen dahin zurück.«

»Dann sind sie also Gespenster.«

Marfa zog den Mundwinkel hoch, unwillig noch mehr zu diesem Thema zu sagen. »Die Bauern glauben, Russalkas seien ertrunkene Mädchen. Sie wohnen vor allem in Weihern und haben einen Fischschwanz. Im Sommer verlassen sie das Wasser und tanzen in den Wäldern. Warum willst du das wissen?«

Ihr scharfer Blick machte ihn nervös, im nächsten Moment wurde ihm bewusst, dass er sich ertappt fühlte.

»Mitja hat die Tote so genannt«, antwortete er. »Und die Leute am Ufer haben sich bekreuzigt.«

»Der Gottesnarr spricht die Wahrheit, denn die Wahrheit liegt in Gott«, murmelte Iwan. Manchmal hatte Johannes das Gefühl, dass auch Iwan einen guten Gottesnarren abgeben würde.

»Hör zu, Johannes«, sagte Marfa. Sie hatte nicht die Angewohnheit, ihm russische Namen zu geben, sondern sprach seinen Namen sehr korrekt auf Deutsch aus. »Du weißt, was Zar Peter von solchem Aberglauben hält. Lass niemandem zu Ohren kommen, dass du solchen Unsinn glaubst.« Sie sah ihn noch einmal scharf an – ein Blick, der sich anfühlte, als wäre seine Stirn ein durchsichtiges Blatt Papier, hinter dem sich seine Gedanken abzeichneten wie die Umrisse von Schattenpuppen. »Und bitte mach keine Dummheiten«, setzte Marfa prompt hinzu. »Ich will dich nicht erwischen, wie du in die Werkstatt schleichst, hörst du? Wer weiß, was dem armen Ding passiert ist. Vielleicht war es Mord, viel-

leicht...«, ihre Stimme wurde leiser, »...wird irgendein Mann in den nächsten Tagen dafür bezahlen, dass er sie angefasst hat. Aber wir mischen uns nicht ein, hast du mich verstanden?« Johannes erwiderte nichts und senkte den Kopf. Marfa konnte Gedanken lesen, und der Gedanke, der ihm nun durch den Kopf ging, würde ihr überhaupt nicht gefallen.

»Hast du sie gesehen?«, fragte er nach einer Weile.

Marfa machte eine ungehaltene Geste. »Nein. Warum sollte ich mir eine Tote ansehen, nun? Was gibt es da zu sehen, was?« Und noch schärfer setzte sie hinzu: »Wenn es deine Christine wäre – würdest du wollen, dass jemand sie anstarrt?«

Johannes schwieg betreten und betrachtete den hölzernen Türgriff, den Iwan schnitzte.

»Hör endlich auf herumzuzappeln!«, knurrte Onkel Michael, der bis jetzt schweigend dagesessen hatte und eine Bauskizze für ein Holzgerüst angefertigt hatte. Im Schein des Feuers bekam sein weißes Haar einen goldenen Glanz und erinnerte daran, wie Michael als junger Mann ausgesehen hatte. »Tu irgendwas! Wenn dir sonst nichts einfällt, kannst du die Schnitzmesser schärfen.«

Johannes stand auf und holte sich die Kiste, in der sorgfältig sortiert mehrere Messer lagen. Seufzend ließ er sich auf seinem Schemel nieder und klappte vorsichtig, um seine geschwollenen Finger zu schonen, den Deckel hoch. Unauffällig beobachtete er Marfa und Michael, die sich über die Steuern für das Schleifen von Äxten unterhielten, über das Werkzeug, das neu hinzugekauft werden musste, und über das neue Haus, das eines Tages nicht weit vom Newaufer entfernt stehen würde. Seine Ungeduld wurde immer bren-

nder, aber er durfte keinen Verdacht erregen. Also beugte er sich tief über seine Arbeit und dachte darüber nach, wie er es anstellen würde, sich ungesehen hinter die Werkstatt zu schleichen. Iwan beendete seine Arbeit an dem Türknauf und pustete ein paar Holzsplitter weg. Liebevoll fuhr er mit der Hand über das Holz. Johannes konnte nicht umhin, die Kunstfertigkeit des Leibeigenen zu bewundern. Seine Becher und Trinkschalen verkauften sich zu einem guten Preis. Sogar Zar Peter besaß einen hölzernen Messergriff aus Iwans geschickten schwieligen Händen. Was jeden anderen Handwerker mit Stolz erfüllt hätte, war für den Alten jedoch ein Grund, nachts schlecht zu schlafen. Er fürchtete nicht die Hölle oder den Teufel, nein, Iwan hatte Angst vor dem Zaren. Eine Furcht, die Johannes gut verstehen konnte. So beeindruckend der riesenhafte Herrscher war, so launisch und unberechenbar konnte er sein. Und Iwan fürchtete zu Recht, Zar Peter könnte ihm aus einer Laune heraus doch noch eigenhändig den Bart abschneiden, so wie er es sogar bei den höchsten Würdenträgern in Moskau gemacht hatte. Zar Peter konnte in seiner Begeisterung und Güte maßlos sein – und ebenso maßlos in seinen Wünschen und seiner Willkür. Was ein Mörder zu erwarten hatte, konnte Johannes sich nur zu lebhaft vorstellen.

Er schauderte und linstete aus dem Fenster zu dem Holzbau hinüber, in dem sich die Schleifbänke und Sägen befanden. Rechts am Gebäude, unter einem Vordach, war Holz aufgeschichtet. Vor der Werkstatt hielt einer von Derejews Leuten Wache, und Johannes nahm an, dass irgendwo – wahrscheinlich unter dem Fenster auf der Nordseite des Gebäudes – noch ein zweiter Bursche stand. Sehr viel Aufwand,

um eine Tote zu bewachen, die angeblich einfach nur ertrunken war. Irgendetwas stimmte nicht. Nicht dass Johannes ernsthaft glaubte, das Mädchen könnte wirklich eine Russalka sein. Johannes glaubte nicht an Dinge wie das Wilde Heer, das über den Nachthimmel galoppierte, an Nachzehrer oder rachsüchtige Seelen. Aber wenn Derejew solche Maßnahmen ergriff, war etwas Außergewöhnliches mit ihr geschehen. Vermutlich handelte es sich bei dem Mädchen um eine Adlige. Es roch nach Mord, zweifellos.

Später als sonst zogen sich Marfa und sein Onkel in ihre Kammer zurück, die Gehilfen und Iwan legten sich auf Pritschen und Decken vor den Ofen. Johannes lag auf seiner Bettstatt, die tagsüber als Sitzbank diente, und starrte mit offenen Augen in das seltsame Zwielflicht, das auch die dicken Vorhänge an den Fenstern nicht ganz aussperren konnten. Wie immer in solchen Nächten versuchte er, sich Christines Gesicht vorzustellen, ihr hellbraunes Haar und ihre sanften Züge. Heute allerdings gelang es ihm nicht. Heute hatte die Kaufmannstochter smaragdschwarzes Haar und eine Haut, die zu gleißeln schien wie Schnee in der Sonne.

Trotz seiner Gedanken musste er kurz eingenickt sein, denn als er die Augen aufschlug, lag gespenstische Ruhe über dem Haus. Nicht einmal der Gehilfe röchelte mehr, sein Schlaf war so tief, dass Johannes überlegte, ob er vielleicht gestorben war. Im selben Moment drehte der Mann sich um und schnappte grunzend nach Luft. Sofort war Johannes hellwach. Er stand auf und schlich zum Fenster. Die Silhouette des Wachmanns zeichnete sich gegen die dämmerige Hellig-

keit ab. Johannes überschlug im Kopf die verschiedenen Möglichkeiten, in die Werkstatt zu kommen. Die Tür war verschlossen. Auf Derejews Befehl hatte Onkel Michael dem Wachposten sogar den Schlüssel überlassen müssen. Aber es gab kaum ein Schloss, das für Johannes ein großes Hindernis darstellte.

Leise tastete er nach seinem Gürtel, an dem ein Werkzeug hing, das Marfa im Scherz »Sankt Petrus' Schlüssel« genannt hatte. Damit würde er sogar das Himmelstor öffnen können, hatte sie gesagt. Oft verloren die Auftraggeber Schlüssel zu Truhen und Fächern – und dann war Johannes' Werkzeug, das er in nächtelanger Arbeit erdacht und selbst hergestellt hatte, ein willkommener Gast im Haus. Wie einfach der Mechanismus war, wusste allerdings nur Johannes – es gab nicht viele Arten von Schlössern.

»Du bist grundanständig, aber dein Schatten ist der eines Diebs«, war Marfas Meinung. Dennoch – heute würde ihm sein Werkzeug nicht viel helfen, es sei denn, es würde ihm gelingen, den Wachposten von der Tür wegzulocken.

Natürlich konnte er auch über das Dach klettern, aber das würde zu viel Lärm machen. Vielleicht gab es eine Möglichkeit, sich zur Rückwand des Gebäudes zu schleichen. Nur Johannes und Iwan wussten von dem gelockerten Brett, das lediglich an zwei Nägeln hing. Johannes hatte den Leibeigenen dabei beobachtet, wie er das Brett aus der Wand herausgehobelt hatte. Wie von Geisterhand verschwand er durch den Spalt, wenn er einen von Zar Peters Leuten in die Werkstatt kommen sah. Johannes hatte ihn niemals verraten. Es war immer nützlich, so hatte er sich gedacht, einen zweiten Ausgang zu haben.

Johannes lächelte und machte sich auf den Weg. Eine Diele knarrte unter seinem Schritt und er hielt atemlos inne. Aber alle in der Stube schliefen beinahe so tief wie die Tote aus der Newa, die nebenan auf der Werkbank lag. Behutsam setzte Johannes den Fuß auf die Schwelle und drückte die Tür auf. Sie lag im Schatten und war von der Position des Wächters aus nur zu sehen, wenn dieser den Kopf weit nach links wandte. Flink huschte Johannes durch die Tür, sprang über die Stufen hinweg und lief geduckt an der Hauswand entlang. Unendlich laut erschien ihm das Geräusch seiner Schritte. Unter dem Fenster von Marfas und Onkel Michaels Kammer verweilte er und spähte nach dem zweiten Wachposten. Gerade war er um die Ecke gekommen und nestelte an seinem Degen. Johannes hielt die Luft an. Noch ein paar Schritte weiter und der Soldat würde ihn entdecken. Er hatte die Möglichkeit, einen Stein zu werfen, um ihn abzulenken. Allerdings war die Gefahr, dass der Wächter die Wurfbewegung aus dem Augenwinkel bemerkte, sehr groß. Vorsichtig versuchte er, sich weiter an die Wand zu drücken und hoffte, der Mann würde nicht in seine Richtung blicken. Er hatte Glück. Irgendwo auf der anderen Seite der Werkstatt knackte es. Der Wächter horchte auf und wandte sich um. Diesen Augenblick nutzte Johannes, um mit wenigen Sätzen um das Haus zu huschen. Er hörte die Wächter sprechen, die nun um die Werkstatt herumgingen. Das war seine Chance. In dem Augenblick, als beide Soldaten außer Sichtweite waren, sprang er zur Rückwand der Werkstatt und hebelte mit einem flinken Griff das Brett heraus. Ein schmaler Spalt entstand, durch den er sich seitlich hindurchzwängen konnte.